

---

## 25. Jahrgang 2014, Heft 2

**Elisabeth Wacker – Axel Groenemeyer (Hrsg.)**

### **Diversität und Inklusion**

#### **Umgang mit Vielfalt und Verschiedenheit bei Beeinträchtigung und Behinderung**

##### **Einleitung**

##### **Diversität und Inklusion bei Beeinträchtigung und Behinderung**

*Axel Groenemeyer – Elisabeth Wacker* 147

##### **Soziale Praxis – Institutionen – Diskurse – Erfahrung**

Behinderung im Problematisierungsprozess

*Axel Groenemeyer* 150

##### **Macht der Differenz – Perspektiven der Disability Studies auf Diversität, Intersektionalität und soziale Ungleichheit**

*Anne Waldschmidt* 173

##### **„Wahrheitsspiele“: Diversity versus oder inklusive Intersektionalität?**

*Gertraude Krell* 194

##### **Konstruktion – Anerkennung – Problematisierung**

Ambivalenzen der Kategorie Behinderung im Kontext von  
Inklusion und Diversität

*Gudrun Wansing* 209

##### **Verwobene Behinderungsprobleme**

Diversität und Inklusivität als Spagat und Zwickmühle

*Elisabeth Wacker* 231

##### **Diversity (Management-)Diskurse in Organisationen:**

##### **Behinderung als „Grenzfall“?**

*Laura Dobusch* 268

##### **Disability meets Diversity**

Dispositivtheoretische Überlegungen zum Verhältnis von  
Situativität, Intersektionalität, Agency und Blindheit

*Miklas Schulz* 286

##### **Inklusion und Gerechtigkeit – Voraussetzungen und Grenzen für Teilhabemöglichkeiten in der Gegenwartsgesellschaft**

*Isabella Bertmann – Luisa Demant* 301

##### **Personenzentrierung als sozialpolitische Programmformel im Zeichen der Inklusion – Zu den Widersprüchlichkeiten einer Neuausrichtung des Hilfesystems für Menschen mit Behinderungen**

*Markus Schäfers* 317



**CENTAURUS**  
Verlag & Media KG

ISSN 0939-608X

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALE PROBLEME  
UND SOZIALE KONTROLLE  
[ Soziale Probleme ]

# **Macht der Differenz**

## Perspektiven der Disability Studies auf Diversität, Intersektionalität und soziale Ungleichheit

von *Anne Waldschmidt*

---

### **Zusammenfassung**

Dieser Aufsatz befragt drei Theorieansätze – Sozialstrukturanalyse, Intersektionalitätsforschung und Diversity Studies – danach, welche Beiträge sie zu leisten vermögen, um das komplexe Erscheinungsbild gesellschaftlicher Differenzierung und sozialer Ungleichheit besser zu verstehen. Im vergleichenden Überblick werden die einzelnen Konzepte portraitiert, die jeweiligen Stärken und Schwächen diskutiert und somit Orientierungen für weiterführende Analysen angeboten. Zur Konkretisierung wird das Differenzmerkmal (Nicht-)Behinderung benutzt; als wissenschaftlicher Bezugsrahmen dienen die internationalen Disability Studies. Im Ergebnis zeigt sich, dass ein multiperspektivischer Ansatz, der vornehmlich die an *class* orientierte Sozialstrukturanalyse mit dem die Mehrdimensionalität von sozialen Ungleichheiten fokussierenden Intersektionalitätsansatz und die Diversity Studies mit ihrer kulturalistischen Perspektive verknüpft, am ehesten innovative Erkenntnisse verspricht, wenn es um ein solch facettenreiches Differenzmerkmal wie ‚dis/ability‘ geht.

### **1. Vorbemerkung**

Praxisfelder wie Bildungssystem, Arbeitsmarkt, städtischer Raum, Sozialpolitik, Kulturproduktion und zivilgesellschaftliches Engagement sehen sich auch in Deutschland zunehmend mit Heterogenisierungsprozessen konfrontiert. Sogenannte horizontale Differenzierungskategorien wie Alter, Behinderung, ethnische Herkunft, Geschlecht, kulturelle Identität, Religionszugehörigkeit und sexuelle Orientierung scheinen eine immer größere Rolle zu spielen; gleichzeitig vertiefen sich schichtspezifische Ungleichheiten, insbesondere die Schere zwischen Arm und Reich hat sich in den letzten Jahrzehnten auch hierzulande weiter geöffnet. Auf der einen Seite werden mehr soziale

und kulturelle Unterschiede wahrgenommen, es existiert der normative Anspruch von Toleranz und Respekt im demokratischen Gemeinwesen, zudem haben Gleichstellungs- und Gleichbehandlungspolitiken Konjunktur; andererseits sind Praktiken der Ausgrenzung und Abwertung, Stigmatisierung und Diskriminierung weit verbreitet.<sup>1</sup>

Dieser widersprüchliche soziale Wandel reflektiert sich selbstverständlich auch in wissenschaftlichen Diskursen. Seit geraumer Zeit mehren sich in den Human- und Sozialwissenschaften die analytischen Kategorien, denen es darum geht, die zunehmende Bedeutung von Vielfalt in unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexten auf den Begriff zu bringen. Vielfalt und Diversität (diversity), Differenz und Anderssein, Heterogenität und Intersektionalität, Inklusion (vs. Exklusion) und Teilhabe (Partizipation) – das sind einige der neuen Konzepte, deren Herausbildung auf das Vorhandensein neuartiger Problemlagen hinzuweisen scheint – oder, könnte man skeptisch nachfragen, handelt es sich doch eher um den vielzitierten ‚alten Wein in neuen Schläuchen‘? Schließlich kann die Sozialstrukturanalyse für sich reklamieren, bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts, angeregt durch Karl Marx, soziale Hierarchien und Ungleichheiten zu untersuchen; die Soziologie des abweichenden Verhaltens, als deren Begründer Émile Durkheim gilt, hat ebenfalls schon immer Ausgrenzung und Etikettierung, zumeist mit Blick auf Kriminalität, thematisiert. In jüngerer Zeit haben vor allem Reinhard Kreckel und Pierre Bourdieu auf die Vielschichtigkeit sozialer Ungleichheit hingewiesen. Wie eigentlich unterscheiden bzw. überschneiden sich die verschiedenen Konzepte, von denen vor allem Diversität (Heterogenität, Vielfalt), Intersektionalität (Interdependenz) und soziale Ungleichheit (vertikale und horizontale Stratifikation) am prägnantesten sind?

Während die Erforschung sozialer Ungleichheit gewissermaßen zum Kerngeschäft der Soziologie gehört, haben die beiden anderen Ansätze Impulse für neue, sich interdisziplinär verstehende Forschungsfelder, die Intersektionalitätsforschung und die Diversity Studies, geliefert. Diese machen der altehrwürdigen Sozialstrukturanalyse durchaus Konkurrenz, allerdings, so lässt sich kritisch einwenden, sind die jüngeren Perspektiven mit dem Problem konfrontiert, dass ihr jeweiliger Gegenstand (‚Intersektionalität‘ bzw. ‚Diversität‘) seltsam konturenlos, nicht wirklich als objektiv gegebener ‚fait social‘ im Sinne Durkheims erscheint. Das Phänomen der sozialen Schichtung stellt sich dagegen als äußerer, zwingender Tatbestand dar, der jedoch in

dem aktuellen Sozialgefüge, das sich, angeblich ‚jenseits von Klasse und Stand‘, als Konfiguration unterschiedlicher Soziallagen, Milieus und Lebensstilen zeigt, eher als ‚Schnee von gestern‘ daherkommt.<sup>2</sup>

In diesem Aufsatz sollen die drei genannten Theorieansätze – Diversity Studies, Intersektionalitätsforschung und Sozialstrukturanalyse – danach befragt werden, welche Beiträge sie leisten können, um das neue Erscheinungsbild gesellschaftlicher Differenzierung besser zu verstehen (vgl. hierzu auch, mit systemtheoretischer, auf die pädagogische Praxis fokussierender Perspektive Emmerich/Hormel 2013). Der vergleichende Überblick dient dazu, Stärken und Schwächen des jeweiligen Ansatzes zu diskutieren und Orientierungen für die weitere Nutzung, beispielsweise für eigene empirische Analysen anzubieten. Im Ergebnis sollen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten, somit auch das heuristische Potential der drei analytischen Konzepte klarer hervortreten.

Zur Konkretisierung wird das Differenzmerkmal ‚Behinderung‘ benutzt; als wissenschaftlicher Bezugsrahmen dienen die Disability Studies (vgl. Waldschmidt/Schneider 2007), eine international und interdisziplinär aufgestellte Forschungsrichtung, die den Anspruch erhebt, ‚dis/ability‘ gesellschaftskritisch und kulturwissenschaftlich, somit nicht eingeschränkt auf das Rehabilitationsparadigma zu untersuchen. Für einen systematisierenden Überblick über die drei Forschungsansätze bietet sich Behinderung insofern an, als sie zum einen als anerkanntes ‚soziales Problem‘ gilt (vgl. Wacker 2012; Waldschmidt 2012), das als Ergebnis einer etwa 200jährigen Diskursgeschichte diagnostizierbar, jurifizierbar und administrabel gemacht wurde, insofern auch als äußerer Zwang (im Sinne von *disablement* – behindert werden) fungiert, sowohl für die als ‚behindert‘ geltenden Menschen als auch für diejenigen, die als ‚nicht behindert‘ wahrgenommen werden. Zum anderen erweist sich die Behinderungskategorie als höchst vielgestaltig, so dass dekonstruktivistische Herangehensweisen mit Erfolg benutzt werden können, um die historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Macht-Wissen-Prozesse herauszuarbeiten, die Behinderung als Abgrenzungskategorie haben entstehen lassen. Im Kontext der drei zu reflektierenden Ansätze können mit Blick auf das Differenzverhältnis ‚dis/ability‘ folgende Fragen formuliert werden: Lässt sich (Nicht-)Behinderung als Diversität denken? Welche intersektionalen Verknüpfungen bestehen zwischen ‚dis/ability‘ und anderen sozial strukturierenden Merkmalen? Handelt es sich bei Behinderung um eine

horizontale Ungleichheitsdimension, welche Auswirkungen hat sie auf die vertikale soziale Ungleichheit?

## 2. Soziale Ungleichheit

Mit der letzten Frage ist die Sozialstrukturanalyse angesprochen, der auch die Soziologie sozialer Probleme und Kontrolle wesentliche konzeptionelle Impulse und empirische Erkenntnisse verdankt. Schließlich gelten seit der Entstehung des Kapitalismus Armut und Arbeitslosigkeit als *die* klassischen sozialen Probleme, bei denen die von Robert K. Merton herausgestellte Diskrepanz zwischen sozial akzeptierten Standards und tatsächlichen Bedingungen (vgl. Groenemeyer 2012: 27) besonders ins Auge fällt.

Jedoch fußen selbst Wohlfahrtsstaaten auf hierarchisierten sozialen Klassen und Schichten, und zumindest relative Unterprivilegierung gilt auch hierzulande durchaus als legitim, nur allzu ausgeprägt darf sie nicht sein. Dabei ist die allgemeine Akzeptanzbereitschaft von sozialer Ungleichheit mit der Idee der Chancengleichheit verknüpft, der zufolge es möglich sein sollte, eine respektable Existenz zu erlangen und sich mittels eigener Erwerbstätigkeit aus der Armut zu befreien, auch wenn nicht alle ‚vom Tellerwäscher zum Millionär werden‘ können. In diesem Zusammenhang spielt der meritokratische Gedanke eine zentrale Rolle. Je nach Leistung soll soziale Mobilität stattfinden können; formale Gleichbehandlung und Chancengleichheit, wenn auch nicht Ergebnisgleichheit, gelten als sinnvoll und erstrebenswert. Vor diesem Hintergrund lässt sich der Gegenstand der Ungleichheitsforschung folgendermaßen definieren: *„Wir sprechen immer dann von sozialer Ungleichheit, wenn Menschen (immer verstanden als Zugehörige sozialer Kategorien) einen ungleichen Zugang zu sozialen Positionen haben und diese sozialen Positionen systematisch mit vorteilhaften oder nachteiligen Handlungs- und Lebensbedingungen verbunden sind. Es geht also um gesellschaftlich verankerte, mithin [...] um regelmäßige und dauerhafte Formen der Begünstigung und Benachteiligung [...]. Es geht auch nicht einfach nur um Verschiedenartigkeit [...], sondern um Unterschiede im Zugang zu knappen Ressourcen, die Menschen schlechter oder besser stellen.“* (Solga/Powell/Berger 2009: 15; ohne Hervorhebung im Original)

In der gebotenen Kürze kann das Profil der Sozialstrukturanalyse so beschrieben werden: Untersucht werden die gesellschaftliche Stratifikation und

ihre verschiedenen Facetten, entsprechend fokussiert das Forschungsfeld auf ‚class‘, die Klassen- und Schichtzugehörigkeit der Gesellschaftsmitglieder. Neben Klasse, Stand, Schicht, sozialer Status und Kapital bilden folglich soziale Lage, Milieu, Lebensstil, Lebenslauf, Armut und Exklusion u. a. die analytischen Grundbegriffe der Ungleichheitsforschung, die, indem sie grundlegende Sozialdaten für Gesellschaft und Staat generiert, aufbereitet und präsentiert, auch Praxisrelevanz besitzt. Schließlich dienen die Forschungsergebnisse der permanenten Selbstreflexion der Gesellschaft, sind Ausgangspunkt von Sozialmanagement und Politikmaßnahmen bzw. tragen zu massenmedialer Thematisierung und zivilgesellschaftlicher Politisierung bei. Dabei ist unentschieden, welche normative Position die Ungleichheitsforschung selbst einnimmt; ihre Haltung rangiert von der Affirmation bestehender Verhältnisse über die neutral-distanzierte Position bis hin zu deutlicher Gesellschaftskritik.

Dass die Sozialstrukturanalyse ein ausgefeiltes Forschungsinstrumentarium bietet, ist unumstritten. Nach wie vor stellt sie die Königsdisziplin dar, wenn es um die Erforschung sozialer Ungleichheiten geht. Die Sozialstrukturen der spätmodernen, funktional ausdifferenzierten, multikulturellen Gesellschaft sind aber nicht mehr nur von dem alten ‚Oben-Mitte-Unten‘-Schema geprägt, sondern vielschichtiger, mehrdimensionaler geworden. Für das soziale Handeln wie auch für die soziale Positionierung spielen neben der Schichtzugehörigkeit zusätzliche Differenzierungskategorien eine große Rolle. Das Unterscheidungsmerkmal ‚class‘ lässt sich nicht mehr separat betrachten, es ist Bestandteil der Trias ‚race – class – gender‘ geworden, aber auch diese drei grundlegenden Strukturkategorien reichen nicht mehr aus, um der komplexen Vielschichtigkeit der gesellschaftlichen Wirklichkeit gerecht zu werden. Auf diese Entwicklung hat die Sozialstrukturanalyse durchaus reagiert: Soziale Lage, soziales Milieu, Lebensstil – diese Ansätze *„markieren die Erweiterung der traditionellen Schicht- und Klassenanalyse zur mehrdimensionalen Ungleichheitsforschung. Sie vermeiden die Beschränkung auf die vertikale Dimension und beachten neben den vertikalen auch ‚horizontale‘ Ungleichheiten, um die Mehrdimensionalität der Ungleichheitsstruktur besser zu erfassen“* (Geißler 2006: 104; Hervorhebung im Original).

Dabei berücksichtigt die Ungleichheitsforschung nicht alle denkbaren Unterschiede zwischen den Menschen, ob Haarfarbe, Körpergröße, Intelligenz oder etwa geschmackliche Vorlieben. Vielmehr geht es ihr um die sys-

tematischen Unterschiede, die ungleiche Zugangschancen und Lebensbedingungen zur Folge haben. Insofern ist es ihre Stärke, die gesellschaftliche Hierarchisierung umfassend untersuchen zu können. Diese Schwerpunktsetzung erweist sich dann aber als Manko, wenn die Verknüpfungen von vertikalen und horizontalen Ungleichheiten aus dem Blick geraten. Zwar hat sich die Sozialstrukturanalyse in den letzten Jahren um Analysen des Geschlechterverhältnisses – ‚gender‘ – erweitert; auch wird ‚race‘, ethnischer Herkunft, wie auch Migrationsstatus oder Religionszugehörigkeit verstärkt Aufmerksamkeit gewidmet. Andere ebenfalls bedeutsame Differenzierungsmerkmale, wie z. B. Gesundheitsstatus oder Behinderung, bleiben jedoch weiter unterbeleuchtet. Auch liegt es aus Sicht klassischer Ansätze der Ungleichheitsforschung nahe, das Verhältnis von ‚class‘ und anderen sozialen Unterschieden als Haupt- und Nebenwiderspruch zu denken. Dass dabei die besondere Qualität und auch Komplexität der horizontalen Differenzkategorien übersehen wird, darauf machen nicht nur die Gender Studies, sondern auch die kritischen Studien zu Behinderung aufmerksam.

Startpunkt der Disability Studies, deren Beginn international auf die frühen 1980er Jahre datiert werden kann, bildete folgender Behinderungsbegriff: „*Disability: „the social disadvantage or restriction of activity caused by contemporary social organisation which takes no or little account of people who have physical impairments and thus excludes them from the mainstream of social activities”* (Thomas 2002: 39; Hervorhebung A.W.). Diese offensichtlich auf sozialwissenschaftliche Grundkategorien zurück greifende Begriffsbestimmung von 1976 wurde nicht im akademischen Diskurs entwickelt, sondern innerhalb der britischen Behindertenbewegung, die zur damaligen Zeit von der Organisation der körperbehinderten Menschen (*Union of Physically Impaired Against Segregation*, kurz: UPIAS) dominiert war. Diese nahm, indem sie von der gesellschaftlichen Verursachung von Behinderung ausging, eine entscheidende programmatische Weichenstellung vor, übrigens mit dem Ziel, der weit verbreiteten Armut unter den körperbehinderten Menschen entgegen zu wirken und deren Existenzsicherung mittels Arbeitsmarktintegration (anstatt durch Fürsorgeleistungen) zu gewährleisten. Im weiteren Verlauf des Diskurses wurden alle Menschen mit Behinderungen, unabhängig von der jeweiligen Beeinträchtigung (*impairment*) einbezogen, somit wurde die Engführung auf Körperbehinderung aufgegeben. Die konzeptionellen Überlegungen der Behindertenbewegung wurden anschließend von Mi-

chael Oliver und anderen aufgegriffen, um das soziale Behinderungsmodell zu entwickeln (vgl. Oliver 2009: 41 ff.; Thomas 2002: 39 ff.). Seither gehen die Disability Studies von der Prämisse aus, dass behinderte Menschen nicht durch ihre Beeinträchtigungen, sondern durch das soziale System behindert werden; systematische, behinderungsspezifische Ausgrenzungsmuster werden der Gesellschaft zugerechnet, nicht etwa einem unzulänglichem individuellen Anpassungs- und Bewältigungsprozess. In anderen Worten: Mit dem sozialen Modell von Behinderung haben die Disability Studies eigentlich direkte Anschlüsse an die Sozialstrukturanalyse hergestellt. Aus ihrer Sicht handelt es sich bei Behinderung um ein horizontales Differenzierungskriterium, das in der Matrixstruktur moderner sozialer Ungleichheit als Kausal- wie auch als Selektionsfaktor von Armut und Unterprivilegierung wirkt.

Tatsächlich lässt sich die Annahme eines engen, wechselseitigen Zusammenhangs zwischen sozialer Benachteiligung und Behinderung mit sozialgeschichtlichen Quellen und Sozialstatistiken belegen. An anderer Stelle wurde skizziert, wie sich das soziale Problem Behinderung als eine Facette der Armutfrage über die Jahrhunderte langsam herauskristallisierte (vgl. Waldschmidt 2012); die aktuelle Disability History liefert hierzu die entsprechenden Detailkenntnisse (vgl. für die Zeitgeschichte etwa Bösl 2009). In der deutschsprachigen Soziologie der Behinderung haben sich zwar lange Zeit interaktionistische, stigmateoretische Ansätze (vgl. Cloerkes 2007; Thimm 2006), die gesellschaftliche Normierung thematisieren, Machtstrukturen dagegen ausblenden, als dominant erwiesen. Jedoch gab es bereits in den 1970er und 1980er Jahren verschiedene Arbeiten, die die Benachteiligung behinderter Menschen als Effekt von Klassenkonflikten (vgl. Heinze 1983; Jantzen 1974) analysierten. Jüngere empirische Untersuchungen (vgl. Maschke 2003; Wansing 2005) deuten ebenfalls darauf hin, dass es einen wechselseitig sich verstärkenden Zusammenhang von sozialer Schichtzugehörigkeit und Gesundheitsstatus gibt.

Gleichwohl wird das Verhältnis von sozialer Ungleichheit und Behinderung – jedenfalls meinem Überblick nach – immer noch recht selten aufgegriffen. Und zwar von beiden Seiten: Weder hat sich in den Disability Studies ein Forschungsbereich zur Sozialstrukturanalyse herausgebildet, noch hat die allgemeine Ungleichheitsforschung, abgesehen von einigen Randbemerkungen,<sup>3</sup> der Kategorie Behinderung bisher viel Beachtung geschenkt. Über die Gründe lässt sich nur spekulieren. Bemerkenswert ist, dass auch in

den internationalen Disability Studies die strukturtheoretische Orientierung in den letzten Jahren in den Hintergrund getreten ist. Auch wenn in der Behindertenpolitik Teilhabe an der Erwerbsarbeit weiter ein bedeutsames Anliegen darstellt, haben zwischenzeitlich andere Themen, z.B. selbstbestimmtes Leben und bürgerrechtliche Gleichstellung sowie Barrierefreiheit in Architektur und Design, Kommunikation, Kultur und Politik größeren Stellenwert erhalten. Behinderung vorrangig als Produkt kapitalistischer Produktions- und Reproduktionsbedingungen zu verstehen, gilt vielleicht in Zeiten multidimensionaler und, was Durchlässigkeit und Mobilitätsmechanismen betrifft, widersprüchlicher Sozialstrukturen nicht mehr als State of the Art; stattdessen haben aktuell kulturwissenschaftliche, dekonstruktivistische und menschenrechtliche Ansätze Konjunktur. In den Debatten um die Exklusion (versus Inklusion) sowie Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen klingt das Thema der sozialen Ungleichheit zwar noch an; insgesamt hat dieser Diskursstrang jedoch noch wenig Konturierung erfahren.

### 3. Intersektionalität

Möglicherweise aber feiert die Ungleichheitsforschung längst fröhliche Urstände, wenn auch kaum bemerkt, da die neue Variante unter einem anderen Namen auftaucht: Der Intersektionalitätsansatz, der seinen Ursprung in der Kritik schwarzer Feministinnen an der Ausblendung ihrer Sichtweisen und Problemlagen in der von weißen Frauen aus der Mittelschicht dominierten feministischen Debatte hatte und als Begriff erstmalig von der schwarzen Juristin und Feministin Kimberlé Crenshaw Ende der 1980er Jahre geprägt wurde, kann nicht nur als Weiterentwicklung der Genderforschung, sondern auch als Erneuerung der Sozialstrukturanalyse angesehen werden (vgl. für einen Überblick über die Diskursgeschichte Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013: 9ff.).<sup>4</sup> *„Unter Intersektionalität wird dabei verstanden, dass soziale Kategorien wie Gender, Ethnizität, Nation oder Klasse nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden können, sondern in ihren ‚Verwobenheiten‘ oder ‚Überkreuzungen‘ (intersections) analysiert werden müssen. Additive Perspektiven sollen überwunden werden, indem der Fokus auf das gleichzeitige Zusammenwirken von sozialen Ungleichheiten gelegt wird. Es geht demnach nicht allein um die Berücksichtigung mehrerer sozialer Kategorien, sondern*

*ebenfalls um die Analyse ihrer Wechselwirkungen*“ (Walgenbach 2012: o.S., Hervorhebung im Original).

Die intersektionale Perspektive (vgl. auch Hess/Langreiter/Timm 2011; Winker/Degele 2009) erweitert und ergänzt die soziale Ungleichheitsforschung insofern, als sie Beziehungen, Verknüpfungen, Überkreuzungen, Wechselwirkungen, kurz, Intersektionen und Interdependenzen in den Blick nimmt. Sie betrachtet nicht eine Differenzierung – z.B. *class* oder *gender* – als solche, sondern das Dazwischen, z.B. *class und gender*, ist also primär *inter*-kategorial orientiert. Außerdem ergibt sich aus der zumeist dekonstruktivistischen Herangehensweise, dass ‚*intra*-kategorial‘ die einzelnen Differenzmerkmale hinterfragt und ihre Konstruktionsprozesse analysiert werden. Zugleich bewirken die Verbindungen zu Frauenbewegung und Gender Studies eine ausgeprägt ‚*anti*-kategoriale‘, d.h. gesellschaftskritische Perspektive, die nicht nur das Geschlechterverhältnis, sondern z.B. auch die Beziehungen zwischen ‚schwarz‘ und ‚weiß‘ und andere soziale Ungleichheiten als Herrschaftszusammenhänge analysiert. Im Begriffsinstrumentarium des Intersektionalitätsansatzes – z.B. (Mehrfach-)Diskriminierung, Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnisse, soziale Strukturen, Praktiken, Identitäten (vgl. Walgenbach 2012) – klingt an, dass es um eine Kritik multipler Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse geht, deren Untersuchung sowohl die Strukturebenen als auch soziales Handeln und nicht zuletzt Subjektivitäten eruiert. Erfasst werden sollen hierarchisierte und gewaltförmige soziale Beziehungen in all ihren Facetten. Die Kritik an den herrschenden Verhältnissen verbindet die Intersektionalitätsforschung mit der Arbeit von feministischen und anti-rassistischen Gruppen und Einrichtungen; Praxisrelevanz hat sie auch für Menschenrechts-, Antidiskriminierungs- und Gleichstellungspolitiken.

Wenngleich intersektionale Studien den Anspruch von Mehrdimensionalität verfolgen, so muss man doch, wenn man sich einen Überblick verschafft, konstatieren, dass zumeist, neben ‚*class*‘, lediglich die beiden Differenzkategorien ‚*gender*‘ und ‚*race*‘ berücksichtigt werden. Es müssen ja nicht immer und gleichzeitig die häufig erwähnten zwölf beziehungsweise dreizehn Unterscheidungen (vgl. Winker/Degele 2009: 16; Emmerich/Hormel 2013: 239f.) sein, die den Gegenstand der Analyse bilden. Allein aus forschungspragmatischen Gründen bleibt insbesondere empirischen Zugängen zumeist gar nichts anderes übrig, als sich für Komplexitätsreduktion zu entscheiden,

um im Rahmen beschränkter Ressourcen zu Ergebnissen zu gelangen. Gleichwohl vermisst man zumindest tridimensionale Ansätze, die etwa ‚disability‘ als eine Dimension sozialer Ungleichheit – neben Geschlecht sowie ethnischen oder sozialstrukturellen Unterschieden – ins Spiel bringen.

Noch spielt – zumindest im deutschsprachigen Raum – Behinderung im Intersektionalitätsansatz eine eher unbedeutende Rolle; sie rangiert zumeist unter den ‚etc.‘, den Merkmalen also, die eigentlich auch zu betrachten wären, jedoch in der Konkurrenz mit anderen Unterscheidungen eher unterliegen. Umgekehrt haben sich die Soziologie der Behinderung wie auch die Disability Studies bislang vorzugsweise auf sich bezogen und (Nicht-)Behinderung entweder als alleinige Differenz oder höchstens im Zusammenhang mit sozialer Schicht, Geschlecht, sexueller Identität, Alter *oder* Migration thematisiert; Arbeiten, die als mehrdimensionale Analysen angelegt sind, das heißt Interdependenzen zwischen mehreren Differenzen gleichzeitig bearbeiten, sind immer noch selten. Letztlich müsste die gängige Grundannahme vom ‚weißen, männlichen, heterosexuellen Mittelschichtsbürger‘<sup>5</sup> überwunden werden, dessen Existenz in Unordnung gerät, wenn er unerwartet eine Beeinträchtigung erwirbt. *„Thus, whilst disability may be the only aspect of disabled white heterosexual men’s experience of oppression, the same cannot be said of disabled Black people, women, gay men and lesbians, older people and those of the working class.”* (Vernon 1998: 208)

Was die Disability Studies betrifft fällt auf, dass international die Komplexität sozialer Differenzierung früher als hierzulande Beachtung fand; dies kann vermutlich auf die von Rassismus und Multikulturalität stärker geprägte Realität in den angloamerikanischen Gesellschaften und ein zumindest in Großbritannien auch stärker vorhandenes Klassenbewusstsein zurückgeführt werden. Bereits in den 1990er Jahren wurde in zahlreichen Studien die Lage von behinderten Männern und Frauen untersucht, die zusätzlich homosexuell sind, schwarze Hautfarbe haben oder zur Gruppe der jungen bzw. alten Menschen gehören (vgl. für einen Überblick Vernon 1998). Unter dem Stichwort der multiplen Unterdrückung ging es darum zu verstehen, wie verschiedene Benachteiligungstatbestände sich auswirken, wenn sie gleichzeitig auftreten. Allerdings waren die Forschungsergebnisse nicht sehr eindeutig. Ayesha Vernon und John Swain (2002: 83) resümieren den damaligen Stand internationaler Forschung so: *„To summarize, it would seem that factors of gender, race, class and disability interact and impinge differently in different situa-*

*tions, sometimes in combination and sometimes individually, either exacerbating or modifying the experience of discrimination, depending on the context“.*

Das ist ein eher unbefriedigendes, da lediglich Statusinkonsistenzen beschreibendes Ergebnis. Außerdem lässt es die Vermutung zu, dass möglicherweise Intersektionalitätsuntersuchungen bislang zu einseitig Behinderung als Diskriminierungstatbestand betrachtet haben. Stattdessen empfiehlt sich eine offenere Herangehensweise, die nicht nur Benachteiligungen, sondern auch Neutralisierungseffekte sowie Privilegierungserfahrungen mit berücksichtigt. Mit einem solchen Zugang hätten intersektionale Perspektiven das Potential, die Vielschichtigkeit und somit auch Widersprüchlichkeit sozialer Differenzierung genauer ausleuchten zu können. Hierzulande haben in jüngerer Zeit allgemeine Ansätze der Intersektionalitätsforschung (vgl. auch Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013: 19f.) begonnen, Behinderung als eine bedeutsame Lebenslage zu entdecken und sie in die eigenen Theorieentwürfe einzubeziehen; insbesondere sind die Arbeiten von Gabriele Winker und Nina Degele (2009) sowie Katharina Walgenbach (2007, 2012) zu nennen. Gleichzeitig stellen sich die Feminist Disability Studies (vgl. Bruner 2005; Jacob/Köbsell/ Wollrad 2010; Raab 2007) verstärkt der Herausforderung, die Frage nach der Verwobenheit von Gender und Behinderung im Anschluss an Intersektionalität neu zu stellen.

Bemerkenswert ist allerdings, dass sowohl die Feminist Disability Studies als auch die allgemeinen Intersektionalitätsansätze mehrheitlich weiter von der Mehrfachbenachteiligung behinderter Frauen im Vergleich zu nicht-behinderten Frauen und (nicht-)behinderten Männern ausgehen. Aus Sicht der Feminist Disability Studies ist die These der Mehrfachdiskriminierung hilfreich, da sich mit ihr Differenzlinien innerhalb der weiblichen Genusgruppe wie auch zwischen den Geschlechtern und in der Gruppe der Behinderten thematisieren lassen; gleichzeitig dient sie als Deutungsrahmen für die eigene kollektive Identität. Warum aber auch allgemeine Intersektionalitätsstudien, wenn sie (Nicht-)Behinderung thematisieren, vornehmlich auf den Diskriminierungsansatz zurückgreifen, ist nicht recht nachvollziehbar.<sup>6</sup> Kritik an der Diskriminierungsthese wurde bereits an anderer Stelle entwickelt (vgl. Walgenbach 2007; Waldschmidt 2014); im Rahmen dieses Aufsatzes müssen wenige Bemerkungen genügen.

Zum einen bringt die These allzu simplifizierend die Lebenslagen behinderter Menschen nur auf einen Punkt, schließlich wird einseitig der Aspekt der Benachteiligung fokussiert. Problematisch ist zum anderen, dass der Ansatz die bloße Addition von geschlechts- und behinderungsspezifischen Benachteiligungen impliziert, ohne deren unterschiedliche Qualitäten zu beachten. Zudem wird von einfachen Gruppenidentitäten – der Frau, dem Behinderten – ausgegangen und für die Gruppe der behinderten Frauen wird Homogenität unterstellt; deren Wir wäre angesichts der auch im Behinderungsdispositiv längst vorhandenen vielfältigen Lebenslagen aber ebenfalls kritisch zu hinterfragen. Schließlich lässt sich die Diskriminierungsthese von der Annahme leiten, dass behinderte Menschen letztendlich nur Unterdrückung erfahren, ihnen gleichberechtigte Lebensbedingungen immer nur verweigert werden. Auch wenn unstrittig ist, dass umfassende Disziplinarinstitutionen gerade auch für Personen mit gesundheitsrelevanten Abweichungen existieren: Allein auf die vorhandenen Sanktions- und Kontrollmechanismen zur Bearbeitung des sozialen Problems Behinderung abzustellen, hieße die Dialektik der historischen Entwicklung außer Acht zu lassen. Neben Unterdrückung und Disziplinierung haben mächtige Bewegungen für politische Gleichheit, Autonomie und gesellschaftliche Teilhabe die westlichen Gesellschaften ebenfalls geprägt, und auch Menschen mit Behinderungen haben durchaus von diesen sozialen Kämpfen profitiert. Um die aktuelle Lebenslage der Personengruppe theoretisch fassen zu können, müsste die wechselvolle Dynamik von Inklusion und Exklusion stärker beachtet werden.

Insgesamt steht die vertiefte Auseinandersetzung mit der ‚dis/ability‘ berücksichtigenden Intersektionalitätsforschung und ihrer tendenziellen Verengung auf den Diskriminierungsansatz weiter aus; dabei wäre es vor dem Hintergrund flexibel-normalistischer Veränderungen im Behinderungsdispositiv (vgl. Waldschmidt 1998) angezeigt, differenziertere Theorieansätze zu entwickeln, die Behinderung nicht vorzugsweise als Ergebnis von Repression, Exklusion und Diskriminierung fassen, sondern auch als Möglichkeit partieller Teilhabe und Entpflichtung von sozialen Rollen oder als Raum unkonventionellen Seins und eigensinniger Erfahrung. Dabei gilt, dass *„Intersektionalität [...] keinen Alleinvertretungsanspruch für sich deklarieren [kann], wenn es um die Analyse von Wechselbeziehungen sozialer Kategorien geht. Im Gegensatz zu Begriffen wie Diversity oder Heterogenität ist Intersektionalität [...] weniger deutungsoffen angelegt, denn das Paradigma bezieht sich aus-*

*schließlich auf die Analyse von sozialen Ungleichheiten bzw. Machtverhältnissen. Damit sind Differenzkategorien wie z.B. Leistungsheterogenität oder Fachkompetenz als Diversity-Merkmal kein Gegenstand von intersektionalen Analysen“ (Walgenbach 2012: o.S.).*

#### 4. Diversität

Ließe sich etwa (Nicht-)Behinderung als ‚Leistungsheterogenität‘, d.h. Diversität denken? Und könnte sie als solche anerkannt und wertgeschätzt werden? Stärker als die beiden zuvor behandelten Forschungsfelder stellen die Diversity Studies (vgl. Krell et al. 2007; Salzbrunn 2014), ausgehend von der empirischen Tatsache, dass die Menschheitsfamilie höchst unterschiedlich ist, und als Reaktion von Globalisierung und Multikulturalität, die normative Frage nach der Art und Weise unseres Zusammenlebens; dabei sind diese Studien allerdings weniger machtkritisch, sondern eher pragmatistisch orientiert. Im Unterschied zur Sozialstrukturanalyse, jedoch ähnlich wie die Intersektionalitätsforschung, ist der Diversity-Ansatz jüngerer Datums. Vorläufer finden sich in den USA, als Effekt der für die Gleichheit aller Bürgerinnen und Bürger, unabhängig von ihrer Hautfarbe und Herkunft, kämpfenden Civil Rights-Bewegung der 1960er Jahre. Als politische Reaktion wurden nicht nur Antidiskriminierungspolitiken zur Bekämpfung von ungerechtfertigten Benachteiligungen, sondern auch ‚affirmative actions‘, Maßnahmen zur Förderung und Gleichbehandlung benachteiligter Randgruppen entwickelt.

In Deutschland zeigten sich gesellschaftlicher Diskurs, Politik und Wirtschaft lange nicht empfänglich für die Idee, Verschiedenheit und Gleichheit miteinander in Einklang zu bringen. Kaum bemerkt hatte Adorno bereits 1970 – mit Blick auf den Rassismus und die Erfahrung des Nationalsozialismus – die Verabsolutierung des Gleichheitsgedankens kritisiert und die Utopie entwickelt, dass Menschen trotz aller Unterschiede friedlich zusammenleben können, dabei argumentierte er demokratiethoretisch: *„Eine emanzipierte Gesellschaft jedoch wäre kein Einheitsstaat, sondern die Verwirklichung des Allgemeinen in der Versöhnung der Differenzen. Politik, der es darum im Ernst ginge, sollte deswegen die abstrakte Gleichheit der Menschen nicht einmal als Idee propagieren. Sie sollte stattdessen [...] den besseren Zustand [...] denken als den, in dem man ohne Angst verschieden sein kann“* (Adorno 1970: 130). Jedoch dauerte es bis zum Ende des 20. Jahrhun-

derts, bis auch hierzulande, inspiriert durch die angloamerikanischen Praktiken, bedingt durch die Erfahrungen verschiedener Einwanderungswellen und nicht zuletzt intensiviert durch Europäisierungseffekte der Diversitätsansatz mehr und mehr Anklang fand. Mittlerweile haben sich in der deutschsprachigen Wissenschaftslandschaft die Diversity Studies als eigener Diskurs profiliert (vgl. Salzbrunn 2014). Ihr Untersuchungsgegenstand ist Vielfalt und der Umgang mit Differenzen; Heterogenität, Kultur, Anerkennung und Inklusion sind u. a. die forschungsleitenden Begriffe. Hinzu kommt die praktische Anwendung im Rahmen von Personalpolitik. Diversity Management in privater Wirtschaft und öffentlichem Sektor hat derzeit Hochkonjunktur; die Büros der Gleichstellungsbeauftragten, die sich vorzugsweise um frauenspezifische Benachteiligungen kümmern, werden zunehmend in Leitstellen für Diversity umgestaltet oder erweitert. Der kompetente Umgang mit Verschiedenheit wird – zumindest rhetorisch – als Bereicherung und Qualitätsmerkmal moderner Unternehmensführung verstanden (vgl. Dobusch in diesem Heft).

Gertraude Krell et al. (2007: 7) plädieren für Diversity Studies als „integrierende Forschungsrichtung“, die darauf ziele, „sowohl die Erkenntnisse und Perspektiven verschiedener Disziplinen als auch die Erkenntnisse und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung, der Ethnologie, der Interkulturellen Forschung oder auch Migrationsforschung sowie der Alter(n)sforschung – und auch weiterer Richtungen oder Gebiete – miteinander zu verknüpfen“ (Krell et al. 2007: 14). Dabei sollen die Forschungsrichtungen aber nicht marginalisiert oder ersetzt werden; vielmehr soll auf ihnen aufgebaut werden. Die kulturwissenschaftliche und transdisziplinäre Ausrichtung der Diversity Studies macht sie attraktiv für die Disability Studies. Insbesondere das kulturelle Modell von Behinderung (vgl. Waldschmidt 2005), das mit Hilfe eines vorzugsweisen dekonstruktivistischen Instrumentariums ‚dis/ability‘ als kulturelles Deutungsmuster konzeptionalisiert, das Recht auf Anderssein und die Anerkennung von Differenz(en) fordert, von vielfältigen Identitäten als Handlungsmodus ausgeht und die kulturelle Repräsentation als Zielsetzung verfolgt, ermöglicht eine ganze Reihe von Anschlüssen. Auch begriffssystematisch sollten Kooperationen leicht möglich sein, schließlich „ist [...] die Liste möglicher Diversity-Dimensionen unendlich lang“ (Krell et al. 2007: 9).

Jedoch stellt sich bei näherer Betrachtung heraus, dass ‚dis/ability‘ bislang noch kaum als bedeutsames Diversitätsmerkmal erkannt ist. Die Unter-

belichtung in den Diversity Studies hat Behinderung mit ‚class‘ gemeinsam, während ‚gender‘ und ‚race‘ im Mittelpunkt des Forschungsfeldes stehen. Was die Auswahl der einzelnen Vielfaltsdimensionen betrifft, kann man sich des Eindrucks von Eklektizismus nicht erwehren; auch überlassen die Diversity Studies die machtkritische Analyse der Verknüpfungen und Wechselwirkungen von Differenzen vorzugsweise der Intersektionalitätsforschung. Marcus Emmerich und Ulrike Hormel (2013: 259) kommen deshalb zu einem harschen Urteil: *„Der Heterogenitätsdiskurs kommt faktisch ohne Bezugnahmen auf Gesellschaftstheorie und sozialwissenschaftliche Reflexion aus, wengleich der Verweis auf die ‚zunehmende Heterogenität‘ [...] ‚der Gesellschaft‘ ein tragendes, zeitdiagnostisch jedoch wenig überzeugendes Begründungsnarrativ darstellt.“*

Diese Kritik mag teilweise berechtigt sein, gleichwohl ergeben sich im Anschluss an den Diversity-Ansatz wichtige Fragestellungen, deren Reflexion auch die Disability Studies weiterbringen. Beispielsweise regt dieses Konzept dazu an, nicht nur die besondere Qualität von (Nicht-)Behinderung *als* Differenz, sondern auch Differenzen *unter* Menschen mit Behinderungen zu beleuchten. Auf ersteren Aspekt geht Lennard J. Davis ein, wenn er hervorhebt, dass sich Behinderung von anderen Identitätskategorien insofern unterscheidet, als sie gemeinhin als unerwünscht gilt: *„Although identity politics is popular these days, what people fear is that disability is the identity one may become part of but didn’t want.“* (Davis 2002: 4) In anderen Worten: Mit Behinderung zu leben gilt üblicherweise als schicksalhafte Belastung, die man tunlichst vermeiden möchte. In der Regel ist eine Beeinträchtigung nicht frei gewählt,<sup>7</sup> und es kann auch nicht willentlich darauf verzichtet werden. Zwar sind auch Hautfarbe und ethnische Herkunft sowie sexuelle Orientierung kaum veränderbar und der Geschlechtswandel stellt sich als schwierig, wenn auch nicht als unmöglich heraus, doch handelt es sich bei diesen Attributen nicht um Identitätsfacetten, die *per se* in allen Kulturen als negativ bewertet werden. Behinderung gilt dagegen als das entschiedene Gegenteil von Normalität, während von der Unnormalität des (weiblichen) Geschlechts nicht, höchstens von geschlechtsspezifischen Normalitäten gesprochen werden kann; zumindest in den westlichen Gegenwartsgesellschaften werden auch Migrationshintergrund oder Homosexualität längst als normal betrachtet.

Zusätzlich ist niemand davor gefeit, von einer Sekunde auf die andere eine Beeinträchtigung zu erwerben und somit von der Gruppe der Normalen in die stigmatisierte Personengruppe wechseln zu müssen. Damit zeichnet sich ‚dis/ability‘ im Unterschied zu anderen Diversitätsmerkmalen durch eine sehr hohe Kontingenz aus (vgl. hierzu auch Sherry 2008). Aus Sicht der Disability Studies argumentieren Tom Shakespeare und Nicholas Watson, auf Grund ihrer Fluidität und Instabilität könne die Behinderungskategorie als Prototyp postmoderner Identitäten angesehen werden: *„For us, disability is the quintessential post-modern concept, because it is so complex, so variable, so contingent, so situated. It sits at the intersection of biology and society and of agency and structure. Disability cannot be reduced to a singular identity: it is a multiplicity, a plurality”* (Shakespeare/Watson 2002: 19).

Diese potenziell affirmative Sichtweise ist in Deutschland noch nicht wirklich angekommen. Hierzulande hat es der frühere Bundespräsident Richard von Weizsäcker (1993) in einer behindertenpolitischen Rede so formuliert: „Es ist normal verschieden zu sein“ – eigentlich ganz im Sinne der Diversity Studies. Jedoch bleibt dieser Anspruch nach wie vor uneingelöst. Selbst die soziale Bewegung behinderter Menschen tut sich schwer damit, die Vielfalt der eigenen Bezugsgruppe anzuerkennen, auch wenn die Konjunktur des Heterogenitätsdenkens mehr Bewusstsein für die Differenzen *unter* Menschen mit Behinderungen geschaffen hat. Das behinderte Wir ist fragmentarisiert; nichtweiße, nichtdeutsche, weibliche, junge, alte, homo-, bi-, trans- oder intersexuelle, bildungsarme, sozioökonomisch benachteiligte, kognitiv, unfänglich oder kommunikativ beeinträchtigte Personen mit Behinderungen sind innerhalb der Gruppe der behinderten Menschen marginalisiert und haben Schwierigkeiten, sich einzubringen und Gehör zu verschaffen. Die Anerkennungsproblematik, die sich im Falle von ‚dis/ability‘ zeigt, könnte auch darauf zurückzuführen sein, dass Behinderung tatsächlich eine andere Qualität als die anderen Attribute der Diversität aufweist (vgl. hierzu auch Snyder/Mitchell 2006). Ob askriptiv oder gewählt, letztere bergen zumindest das Potential von Gleichheit und Normalität, und zwar dann, wenn sich gesellschaftliche Kontexte, Einstellungen und Praxen ändern. Für Menschen mit Behinderungen müssen dagegen zumeist die Grundvoraussetzungen für Gleichheit und Teilhabe überhaupt erst geschaffen werden; an dieser Stelle erweist sich Barrierefreiheit als zentrale Rahmenbedingung. Umstandslos lässt sich die Behinderungskategorie jedenfalls nicht in das Feld der Diversi-

tät integrieren. Damit wirft sie ein Schlaglicht auf die Ambivalenz des Vielfaltsgedankens.

### 5. Schlussbemerkung

Am Beispiel von ‚dis/ability‘ ging es in diesem Aufsatz darum, drei Forschungsfelder vergleichend zu beleuchten, von denen anzunehmen ist, dass sie produktive Beiträge zum besseren Verständnis von Marginalisierung und Benachteiligung, Anderssein und Heterogenität zu leisten vermögen. Die Disability Studies als der die soziale Kategorie Behinderung dekonstruierende und kritisch reflektierende Diskurs können eigentlich als eine Variante sowohl von Sozialstrukturanalyse und Intersektionalitätsforschung als auch der Diversity Studies betrachtet werden. Umgekehrt könnten die drei Ansätze von den Disability Studies hinsichtlich einer stärkeren Einbeziehung der problematisierten Differenz ‚dis/ability‘ profitieren.

Im Ergebnis hat dieser vergleichende Überblick jedoch gezeigt, dass das Potential von möglichen, gegenseitigen Anschlüssen noch weitgehend brach liegt. Die mehrdimensional angelegte Ungleichheitsforschung hat im Wesentlichen Behinderung als horizontale Differenz noch zu entdecken; umgekehrt haben die Disability Studies bisher noch zu wenig das Instrumentarium der Sozialstrukturanalyse für sich fruchtbar gemacht. Die Intersektionalitätsstudien bieten die Chance, die Interdependenzen der verschiedenen Differenzierungsmerkmale machtkritisch zu untersuchen, bleiben aber weiter einem eindimensionalen Diskriminierungskonzept verhaftet, ebenso wie die in Intersektionalitäten denkenden Studien zu Behinderung. Im Falle der Diversity Studies erweist sich der Grundgedanke ‚verschieden aber gleich‘ als anregend und zwiespältig zugleich; Behinderung zählt sicherlich zu den bedeutenden Vielfaltsdimensionen, stellt sich aber womöglich als ein Unterschied heraus, der doch Unterschiede macht.<sup>8</sup>

Festzuhalten bleibt, dass die Komplexität gesellschaftlich relevanter Differenz(en) eine Kombination von verschiedenen Theorieansätzen erfordert. Ein multiperspektivischer Ansatz, der die an ‚class‘ orientierte Ungleichheitsforschung mit dem Intersektionalitätsansatz, der die Mehrdimensionalität sozialer Ungleichheit untersucht, und die Diversity Studies mit ihrer kulturalistischen, pragmatischen Perspektive verknüpft, verspricht am ehesten innova-

tive Erkenntnisse, auch und gerade, wenn es um ein solch facettenreiches Differenzmerkmal wie ‚dis/ability‘ geht.

### Anmerkungen

- 1 Um den Aufsatz nicht zu überfrachten, verzichte ich bei dieser Problemskizze auf Einzelnachweise.
- 2 Vgl. für Einzelbeiträge mit diesen Titeln Solga/Powell/Berger (2009).
- 3 Beispielsweise widmet Stefan Hradil (2005: 320-325) in seinem 546 Seiten umfassenden Lehrbuch zur sozialen Ungleichheit in Deutschland den „Behinderten“ als „Randgruppe“ nur ein schmales Kapitel.
- 4 Der Innovationsanspruch des Intersektionalitätsansatzes lässt sich durchaus auch anzweifeln. Inwieweit es sich dabei tatsächlich um eine von der neueren Sozialstrukturanalyse zu unterscheidende Forschungsrichtung handelt oder ob nicht eher von einer Überlappung, wenn nicht gar von Kongruenz gesprochen werden sollte, ist eine umstrittene Frage, die im Rahmen dieses Beitrags nicht näher erörtert werden kann.
- 5 Bereits Erving Goffman (1996: 158) hat auf diese Figur aufmerksam gemacht.
- 6 Möglicherweise ist die Fokussierung auf den Diskriminierungsansatz der impliziten Tautologie des Behinderungsbegriffs geschuldet: Geht man davon aus, dass Behinderung dann vorliegt, wenn Beeinträchtigungen zu sozialen Benachteiligungen führen, macht es Sinn, eben (und lediglich) diese Benachteiligungen (Diskriminierungen) in den Blick zu nehmen. Eine Kritik dieses Ansatzes kann im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden.
- 7 Die Gruppe der „disability wannabes and pretenders“, einer Subkultur von Menschen, die gerne mit Beeinträchtigungen leben möchten, lasse ich hier unberücksichtigt.
- 8 Hier variiere ich den Aufsatztitel von Drepper (1998).

### Literatur

- Adorno, Theodor W., 1970: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bösl, Elsbeth, 2009: *Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland*. Bielefeld: transcript.
- Bruner, Claudia Franziska, 2005: *KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biographischen Erzählungen von Frauen*. Bielefeld: transcript.
- Cloerkes, Günther, 2007: *Soziologie der Behinderten. Eine Einführung*. (3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage). Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Davis, Lennard J., 2002: *Bending over Backwards. Disability, Dismodernism, and Other Difficult Positions*. New York: New York University Press.
- Drepper, Thomas, 1998: „Unterschiede, die keine Unterschiede machen“. *Inklusionsprobleme im Erziehungssystem und Reflexionsleistungen der Integrationspädagogik im Primarbereich*. *Soziale Systeme* 4: 59-86.

- Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike, 2013: Heterogenität – Diversity – Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in Semantiken pädagogischer Differenz. Wiesbaden: Springer VS.
- Geißler, Rainer, 2006: Die Sozialstruktur Deutschlands. Lehrbuch. (4., überarbeitete und aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS.
- Goffman, Erving, 1996: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp [am. org. 1963: Stigma. Englewood Cliffs, N. J.: Prentice-Hall].
- Groenemeyer, Axel, 2012: Soziologie sozialer Probleme – Fragestellungen, Konzepte und theoretische Perspektiven. S. 17-116 in: Albrecht, G./Groenemeyer, A. (Hrsg.). Handbuch Soziale Probleme. Band 1 (2., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: Springer VS.
- Heinze, Rolf G., 1983: Politische Regulierung sozialer Ungleichheit. Zur Verklammerung von Arbeitsmarkt, Verbänden und staatlicher Politik. S. 163-180 in: Kreckel, R. (Hrsg.). Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen: Otto Schwarz & Co.
- Hess, Sabine/Langreiter, Nikola/Timm, Elisabeth (Hrsg.), 2011: Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen, Bielefeld: transcript.
- Hradil, Stefan, 2005: Soziale Ungleichheit in Deutschland (8. Auflage). Wiesbaden: VS.
- Jacob, Jutta/Köbsell, Swantje/Wollrad, Eske (Hrsg.), 2010: Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld: transcript.
- Jantzen, Wolfgang, 1974: Sozialisation und Behinderung: Studien zu sozialwissenschaftlichen Grundfragen der Behindertenpädagogik. Gießen: Focus.
- Krell, Gertraude/Riedmüller, Barbara/Sieben, Barbara/Vinz, Dagmar (Hrsg.), 2007: Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt/M.: Campus.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.), 2013: Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes (2., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: Springer VS.
- Maschke, Michael, 2003: Die sozioökonomische Lage behinderter Menschen in Deutschland. S. 165-181 in: Cloerkes, G. (Hrsg.), Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Oliver, Michael, 2009: The Social Model: History, Critique and Response. S. 41-57 in: Oliver, M. (Hrsg.), Understanding Disability. From Theory to Practice (2. Auflage). Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Raab, Heike, 2007: Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. S. 127-148 in: Waldschmidt, A./Schneider, W. (Hrsg.), Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript.
- Salzbrunn, Monika, 2014: Vielfalt/Diversität. Bielefeld: transcript.
- Shakespeare, Tom/Watson, Nicholas, 2002: The Social Model of Disability: An Outdated Ideology? Internetquelle: [<http://www.leeds.ac.uk/disability-studies/archiveuk/Shakespeare/social%20model%20of%20disability.pdf>].
- Sherry, Mark, 2008: Disability and Diversity. A Sociological Perspective. New York: Nova Science.
- Snyder, Sharon L./Mitchell, David T., 2006: Diversity. S. 508-510 in: Albrecht, G.L. (Hrsg.), Encyclopedia of Disability. Vol. 1. Thousand Oaks: Sage.
- Solga, Heike/Powell, Justin J.W./Berger, Peter A. (Hrsg.), 2009: Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt/M.: Campus.

- Thimm, Walter (Hrsg.), 2006: Behinderung und Gesellschaft. Texte zur Entwicklung einer Soziologie der Behinderten. Heidelberg: Winter.
- Thomas, Carol, 2002: Disability Theory: Key Ideas, Issues and Thinkers. S. 38-57 in: Barnes, C./Oliver, M./Barton, L. (Hrsg.). Disability Studies Today. Cambridge: Polity.
- Vernon, Ayesha, 1998: Multiple Oppression and the Disabled People's Movement. S. 201-210 in: Shakespeare, T. (Hrsg.), The Disability Studies Reader: Social Science Perspectives. London: Cassell.
- Vernon, Ayesha/Swain, John, 2002: Theorizing Divisions and Hierarchies: Towards a Commonality or Diversity? S. 77-119 in: Barnes, C./Oliver, M. J./Barton, L. (Hrsg.), Disability Studies Today. Bodmin, Cornwall: MPG Books.
- Wacker, Elisabeth, 2012: Geistige Behinderung und Teilhabe an der Gesellschaft. S. 601-623 in: Albrecht, G./Groenemeyer, A. (Hrsg.), Handbuch Soziale Probleme. Band 1 (2., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: Springer VS.
- Waldschmidt, Anne, 1998: Flexible Normalisierung oder stabile Ausgrenzung: Veränderungen im Verhältnis Behinderung und Normalität. Soziale Probleme 9: 3-25.
- Waldschmidt, Anne, 2005: Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? Psychologie & Gesellschaftskritik 29: 9-31.
- Waldschmidt, Anne, 2012: (Körper-)Behinderung als soziales Problem. S. 716-751 in: Albrecht, G./Groenemeyer, A. (Hrsg.), Handbuch Soziale Probleme. Band 1 (2., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: Springer VS.
- Waldschmidt, Anne, 2014: Jenseits der doppelten Diskriminierung? Disability, Gender und die Intersektionalitätsdebatte. S. 871-883 in: Löw, M. (Hrsg.), Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund 2012. Band 2. Frankfurt/M.: Campus.
- Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (Hrsg.), 2007: Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript.
- Walgenbach, Katharina, 2007: Gender als interdependente Kategorie. S. 23-64 in: Walgenbach, K./Dietze, G./Hornscheidt, A./Palm, K. (Hrsg.), Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen: Barbara Budrich.
- Walgenbach, Katharina, 2012: Intersektionalität – eine Einführung. Internetquelle: [<http://www.portal-intersektionalitaet.de>].
- Wansing, Gudrun, 2005: Teilhabe an der Gesellschaft. Menschen mit Behinderung zwischen Inklusion und Exklusion. Wiesbaden: VS.
- Weizsäcker, Richard von, 1993: Ansprache des Bundespräsidenten bei der Eröffnungsveranstaltung der Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte, Bonn 1. Juli 1993, 4 Seiten (Hrsg. Bundespräsidialamt). Internetquelle: [http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1993/07/19930701\\_Redde.html](http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1993/07/19930701_Redde.html)].
- Winker, Gabriele/Degele, Nina, 2009: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

## **The Power of Difference**

### **Disability Studies Perspectives on Diversity, Intersectionality and Social Inequality**

#### **Abstract**

This paper explores three theoretical approaches – social structural analysis, intersectionality and Diversity Studies – and investigates how they can contribute to a better understanding of the complexity of current vertical and horizontal social differentiation. The comparative overview describes the different concepts, discusses their strengths and weaknesses before offering guidance for further analyses. In order to provide a concrete anchor for the discussion, the author uses the social category of ‘dis/ability’ while referring to Disability Studies as an academic discursive framework. When it comes to tackling a multi-faceted social difference such as ‘dis/ability’, the paper demonstrates that a multi-perspective approach is most likely to yield innovative insights. Indeed, applying a social structural analysis with its emphasis on class together with an intersectional approach as well as a culturalist perspective characteristic of Diversity Studies will inevitably draw attention to the multi-dimensionality of social differentiation.

**Anne Waldschmidt**

*Universität zu Köln  
Humanwissenschaftliche Fakultät  
Soziologie und Politik der Rehabilitation,  
Disability Studies  
Frangenheimstr. 4  
50931 Köln*

anne.waldschmidt@uni-koeln.de